

## Scheffelpreisrede 2021

Was war zuerst da: unsere Sprache oder unsere Wahrnehmung?

Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, beschreibt Kübra Gümüşay in ihrem Buch „Sprache und Sein“ folgendes:

„Es ist viele Jahre her. In einer warmen Sommernacht am Hafen einer Kleinstadt im Südwesten der Türkei tranken wir Schwarztee und entkernten gesalzene Sonnenblumenkerne in entspanntem Höchsttempo. Meine Tante schaute aufs Meer, in die tiefe, ruhige Dunkelheit, und sagte mir: „Sieh nur, wie stark dieser *yakamoz* leuchtet!“ Ich folgte ihrem Blick, konnte aber nirgendwo ein starkes Leuchten entdecken. „Wo denn?“, fragte ich sie. Sie deutete erneut auf das Meer, doch ich wusste nicht, was sie meinte. Lachend schalteten sich meine Eltern ein und erklärten, was das Wort *yakamoz* bedeutet: Es beschreibt die Reflexion des Mondes auf dem Wasser. Und jetzt sah auch ich das helle Leuchten vor mir in der Dunkelheit. *Yakamoz*.

Seither sehe ich es bei jedem nächtlichen Spaziergang am Meer. Und ich frage mich, ob die Menschen um mich herum es auch sehen. Auch jene, die das Wort *yakamoz* nicht kennen.“

Sprache verändert unsere Wahrnehmung. Weil ich das Wort kenne, nehme ich wahr, was es benennt. Die Grenzen unserer Sprache bedeuten also die Grenzen unserer Welt.

Wenn Sie eine andere Sprache neben der deutschen sprechen, dann fallen Ihnen mit Sicherheit zahlreiche Begriffe ein, die Phänomene, Situationen oder Gefühle beschreiben, für die es im Deutschen keine exakte Übersetzung gibt.

So beschreibt das japanische Wort *komorebi* das Sonnenlicht, das durch die Blätter von Bäumen schimmert. *Gurfa*, ein arabisches Wort, steht für die Menge an Wasser, die sich in einer Hand schöpfen lässt. Das griechische Wort *meraki* beschreibt die hingebungsvolle Leidenschaft, Liebe und Energie, mit der sich jemand einer Tätigkeit widmet.

Und kennen Sie diese Situation: Sie sind unterwegs in einer fremden Stadt, jemand gibt Ihnen eine Wegbeschreibung, Sie hören aufmerksam zu, und kaum das Sie loslaufen, haben Sie die Beschreibung wieder vergessen:

Es gibt im Hawaiianischen ein Wort dafür: *akihi*.

Während wir im Süden unser Wortschatzrepertoire zur Beschreibung von Regen auf höchstens drei Wörter beschränken, besitzen die Menschen im Sauerland eine ganze Bandbreite zur Beschreibung von Niederschlag: Leichter Regen mit kleinen Tropfen, der es in einer Stunde nicht schaffen würde, alle Kleider zu durchdringen, wird als *Fiesel* bezeichnet. Wenn es große Tropfen senkrecht nach unten regnet und man ohne Schirm nach einer Minute noch nicht unangenehm nass ist, aber in fünf schon, dann bezeichnet man dies als *pladdern*.

Manchmal reicht allerdings auch ein Wort, um kulturelle Unterschiede zu veranschaulichen: Im Englischen lautet die Übersetzung von Geld verdienen, *to earn money*, wörtlich übersetzt also: Geld ernten. Im Französischen lautet die Übersetzung von Geld verdienen, *gagner de l'argent*, wörtlich übersetzt also: Geld gewinnen. Unterschiedliche Mentalitäten und Weltansichten werden also von der Sprache widerspiegelt - bevor die Ernte in Amerika stattfinden kann, muss zunächst hart gearbeitet werden, während man in Frankreich hierbei eher von Zufall spricht.

Die Beschäftigung mit anderen Sprachen kann uns dabei helfen, den Blick auf die Grenzen der eigenen Sprache zu öffnen. Allgemein ist die Sprache Ausdruck vorherrschender gesellschaftlicher Werte und Normen und formt unsere Wahrnehmung. Wenn wir unsere

Sprache von Grund auf aufgebaut haben, dann lässt sie sich von uns auch an die heutigen Werte anpassen. Brauchen wir vielleicht das Gendersternchen? Damit beim Wort Lehrer tatsächlich all jene gemeint sind, die lehren? Damit der Mann nicht mehr der Standard ist? Oder brauchen wir eine Sprache, die gänzlich darauf verzichtet, Menschen nach ihrer Geschlechtsidentität zu kategorisieren?

Klar ist: Wir müssen uns mit der Architektur der Sprache beschäftigen, die unsere Realität erfassen soll. Damit wir aussprechen können, was ist. Damit wir sein können, wer wir sind. Damit wir sehen können, wer die Menschen um uns sind.

Eine inzwischen berühmte Analogie des US-amerikanischen Autors David Foster Wallace ist ein bildlicher Ausdruck dessen, was Sprache und ihre Macht für mich bedeuten:

„Schwimmen zwei junge Fische des Weges und treffen zufällig einen älteren Fisch, der in die Gegenrichtung unterwegs ist. Er nickt ihnen zu und sagt: „Morgen Jungs. Wie ist das Wasser?“ Die zwei jungen Fische schwimmen eine Weile weiter und schließlich wirft der eine dem anderen einen Blick zu und sagt: „Was zum Teufel ist Wasser?“

Sprache, mit all ihren Facetten, ist für Menschen, wie Wasser für Fische. Der Stoff unseres Denkens und Lebens, der uns formt und prägt, ohne dass wir uns seiner in Gänze bewusst wären.

Sprache ist mächtig. Und Macht bedeutet Verantwortung.

Dieser Verantwortung müssen wir uns stellen, denn Worte können die Welt verändern.

Zugleich lassen sich mit der Sprache auch Welten kreieren und Grenzen durchbrechen.

Ist es nicht sonderbar: Wir können durch das Betrachten merkwürdiger Symbole, Buchstaben, die Wörter ergeben, aus denen wiederum Sätze geformt werden, in andere Welten versinken - körperlich noch anwesend, auf unserem Stuhl, im Bett oder im Bus, aber im Geiste an Orten, die es vielleicht nie gab, in den Leben und den Köpfen fremder Menschen, mit denen wir leiden und uns freuen. Das vermag die Sprache.

Lesen heißt also, mehr als ein Leben führen zu dürfen, ohne mehr als einen Tod sterben zu müssen. „Lesen“ und „Leben“, der Unterschied besteht in nur einem Buchstaben. Wer liest, lebt doppelt und tausendfach und immer einmal mehr.

Kurt Tucholsky schrieb, dass Sprache eine Waffe sei. Ja, das kann sie sein, und das ist sie viel zu häufig, ohne dass sich die Menschen dessen bewusst wären. Aber das muss sie nicht. Sprache kann auch ein Werkzeug sein. Sie kann unsere Welt begrenzen - aber auch unendlich weit öffnen. Sprache kann uns in der Dunkelheit der Nacht die helle Reflexion des Mondlichtes sehen lassen.

Laura Hangleiter